

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31771-4

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Über dieses Buch Der Autor, der hier augenzwinkernd eine gezielte Warnung ausspricht, ist bei uns längst kein Unbekannter mehr. Als Verfasser von Science-fiction-Geschichten hat er seit den sechziger Jahren bei den Kennern und Interessenten dieser Gattung einen guten Namen.

Die vorliegenden Erzählungen sind aus einem sehr privaten Anlaß entstanden: Josef Nesvadba wurde Vater. Inspiriert von dieser höchst persönlichen »Katastrophe«, schrieb er im wahrsten Sinne des Wortes einmalige Geschichten, denen er einen gehörigen Schuß Phantastik beimischte.

Die Eltern, vor denen in diesem Buch gewarnt wird, sind auf den ersten Blick wenig verdächtig. Sie gehen ihren Berufen – meist wissenschaftlichen – nach und versuchen, quasi im Nebenberuf der Elternrolle gerecht zu werden. Anscheinend also ganz normale Eltern – und doch stimmt etwas nicht in diesen »Familien-geschichten«: ein kleines Mädchen schluckt die Gedächtnispille, das Abrakadabra der Säuglinge läßt die Mafia aufhorchen, und für die Eltern auf einem anderen Planeten entscheidet der Computer, wer von ihnen Kinder in die Welt setzen darf und wer nicht.

Der Leser dieser – nicht immer ganz ernst gemeinten – Geschichten gerät in ein Erzählabyrinth, in dem Rätsel, Verwirrung und Ironie herrschen, bis sich zuguterletzt alles aufs Wunderbarste löst. Stilistisch knapp und zugespitzt, spielen Josef Nesvadbas Erzählungen mit Elementen der Science-fiction, des Krimis und der Groteske. Und sollte es so etwas wie eine Botschaft geben, die sich in Nesvadbas hintergründigem Humor versteckt, so die, daß die einzige Überlebenschance, die wir Menschen in einer hochtechnisierten Welt haben, in unserer Menschlichkeit selbst liegt.

Der Autor Josef Nesvadba lebt heute als Psychotherapeut in Prag, wo er 1926 geboren wurde. Er studierte an der Prager Karlsuniversität Medizin und Philosophie. Danach unternahm er mehrere ausgedehnte Reisen durch Europa, Asien und die USA. In der CSSR sind seit 1958 zahlreiche Bücher von ihm erschienen. Sie wurden in verschiedene Sprachen übersetzt und in der UdSSR, Bulgarien, Ungarn, Österreich, der Bundesrepublik, Großbritannien und den USA publiziert. Einige Titel wurden auch erfolgreich verfilmt. Derzeit bei uns lieferbar: »Die absolute Maschine« (1983).

Josef Nesvadba

Vor Eltern sei gewarnt!

Humoristisch-phantastische
Erzählungen

Aus dem Tschechischen
von Roswitha Ripota

Fischer Taschenbuch Verlag

Lektorat: Ingrid-Maria Gelhausen

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, November 1985

Die tschechische Originalausgabe erschien 1979
unter dem Titel ›Řidičský Průkaz Rudičů‹ in Prag

Copyright © 1979, Josef Nesvadba

Copyright © der deutschen Ausgabe 1985,

Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main

Alle Rechte mit Ausnahme der Film- und Fernsehrechte
sowie der Verbreitung in der DDR und
den sozialistischen Staaten sind vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Rambow, Lienemeyer, van de Sand

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

880-ISBN-3-596-28139-3

Inhalt

Romanze in Dur

7

Säuglingssprache

113

Der Retter

143

»Sie ist nicht tot, keine Angst«, sagte die junge Ärztin lächelnd. »Sie war nur kurze Zeit bewußtlos. Das rechte Knie wurde übel zuge richtet. Vielleicht dürfen Sie sie sprechen . . .«

Ich blieb auf dem Korridor allein zurück, ich hatte die Davongehende nicht einmal angeschaut, obwohl sie eine angenehme Erscheinung war. Ich suchte nach einem Stuhl, um mich niederzusetzen. Zu viele Überraschungen auf einmal. Noch konnte ich mir auf die Ereignisse des heutigen Tages keinen Reim machen.

Meine Frau sollte selbst gefahren sein. Aber Karla fährt niemals selbst; sie behauptet, nicht zu wollen; sie sitzt stets neben mir (ich selbst fahre vorsichtig und besonnen, seit ich einmal auf trockener Fahrbahn beim Überholen auf einem Ölfleck fast ins Schleudern gekommen wäre) und betrachtet mild lächelnd die Gegend, weswegen wir sie manchmal Gioconda nennen.

Wir hatten vor, sie einmal draußen vor der Stadt ans Steuer zu lassen, damit sie ihre alten Fahrgewohnheiten auffrischen kann (angeblich ist sie zuletzt vor zehn Jahren gefahren und ihr Führerschein ist noch älteren Datums). Vor kurzem wurde sie dreißig. Wir sind seit sechs Jahren zusammen, und seit drei Jahren haben wir unsere kleine Klara. Bis zum heutigen Tag war ich überzeugt, meine Frau genau zu kennen.

»Sie soll wie der Teufel gefahren sein«, hatte die junge Ärztin mir mitgeteilt, nachdem ich schleunigst hierhergekommen war. Sie fuhr wie der Teufel die Abkürzung bei der Grebovka, die nur wenige Fahrer kennen und auf der man zur Stoßzeit am Nachmittag am schnellsten vom Nusle-Tal ins Zentrum kommt. Es ist ein enges, gewundenes Gäßchen, wo die Durchfahrt für Motorfahrzeuge wohl nur deshalb gestattet ist, weil offenbar noch niemand auf die Idee gekommen ist, daß hier auch Autos fahren könnten. Sie fuhr schnell und sicher, als ob sie die Abkürzung genau kennen, sie öfters benutzen würde. Aber plötzlich mußte sie in einer scharfen Rechtskurve vor einem Hindernis bremsen. Der hinter ihr fahrende LKW-Fahrer sah davon natürlich nichts. Beide Fahrzeuge sollen mit überhöhter Geschwindigkeit gefahren sein. Der LKW bohrte sich fast bis in die

Mitte des kleinen alten Fiats 600 hinein, in dem meine Frau saß. Beide Autos fingen zu brennen an, Karla stieg aus und brach auf dem Gehsteig bewußtlos zusammen, den LKW-Lenker mußte man aus dem Wageninneren befreien. Er liegt noch im Koma.

Nicht nur, daß sie selber fuhr und wie der Teufel persönlich, sie tat es noch dazu in einer Zeit, in der sie sich um Klara kümmern sollte. Klara wird drei, die ersten Jahre war Karla mit ihr zu Hause geblieben und hatte nur gelegentlich gearbeitet. Jetzt, vor dem Kindergarteneintritt, den wir beide bejahen, hatten wir uns nach langem Zögern entschlossen, das Kind für ein halbes Jahr in die Krippe zu geben. Nur vormittags, der Gesellschaft wegen. Und jetzt mußte ich erfahren, daß Karla die Nachmittage mit ihr nicht im Park verbrachte, wie sie immer behauptet hatte, unter Kindern und mit Bekannten, sondern sie einer völlig unbekanntem Studentin, die eigentlich selbst noch ein Kind war, überließ.

Meine Mutter und ich hatten auf Karla und Klara gewartet, die wie jeden Nachmittag gegen vier kommen sollten; ich hatte bereits den neuen Baukasten bereitgestellt, und meine Mutter mixte für Klara Karotten mit Orangensaft. Wir dachten, sie würden vom Park zurückkommen wie immer, Klara mit Sand beschmiert und mit ihrem Sandspielzeug, den ›Sandsachen‹, wie sie es nannte. Die beiden kamen stets pünktlich, und Klara erzählte ausführlich, was sie alles im Sandkasten erlebt hatte; manchmal erzählt sie Unwirkliches, beginnt in ihrer Phantasie zu leben und erkennt nicht die Grenze zwischen Wirklichkeit und Spiel. Aber noch nie hatte sie von einer Studentin gesprochen, die – wie ich jetzt weiß – Eva heißt, von Tante Eva.

»Ich bin Eva . . .«, sagte sie und blickte schuldbewußt drein, als ich sie und Klara vor dem Institut antraf, in dem seit einem halben Jahr meine Frau wieder halbtags arbeitete. Ungeduldig ging sie vor der Portierloge auf und ab, hüpfte fast vor nervöser Spannung.

»Woher wissen Sie, wer ich bin?« fragte ich sie und nahm Klara, die auf mich zugelaufen kam und ihre Händchen nach mir ausstreckte, auf den Arm. Angeblich kannte sie mich vom Sehen. Aber ihr war verboten worden, mit mir zu sprechen, mich zu grüßen oder sich vor mir mit Klara blicken zu lassen. Und zwar ausdrücklich. Von Karla selbstverständlich. Von der Frau Dozentin . . .

Ich haßte diesen Titel. Selbstverständlich hat meine Frau keine Do-

zentur, sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin mit einem selbständigen Aufgabenbereich. Mit der Fürsorgepflicht für ein kleines Kind läßt sich kaum mehr anstreben.

»Wo ist sie?«

Vor der Portierloge wollte ich Eva weder korrigieren noch sie über die tatsächliche Stellung meiner Frau aufklären; um das Institut kümmerte ich mich wenig, ich ging nicht gerne hin und war bemüht, den Teil von Karlas Leben, der mit dem Institut zusammenhing, zu verdrängen. Jetzt war ich verärgert. Eva gefiel mir nicht, sie erschien mir viel zu jung, zu lang, ihr Rock war zu schmutzig und zu hoch geschlitzt, ihre Lippen, der damaligen Mode entsprechend, waren zu leichenhaft geschminkt.

»Nicht gekommen . . .«, Eva vollführte einen ängstlichen Hüpfen. »Das ist es ja, sie ist nicht gekommen. Jeden Tag erscheint sie pünktlich um halb vier. Und jetzt ist es schon fast fünf.« Zweifelsohne mußte was passiert sein.

»Was heißt nicht gekommen? Sagen Sie dem Portier, er soll sie auf-treiben. Sicherlich ist sie wieder bei irgendeiner Sitzung hängengeblieben . . .« (wenn sie sich verspätete, entschuldigte sie sich stets mit einer wichtigen Sitzung).

»Aber sie arbeitet doch jetzt nicht im Institut . . .«, sagte Eva. »Nicht in diesem Gebäude.«

Ein neues Rätsel. Warum erzählt sie uns zu Hause, daß sie hier arbeitet, und warum untersagt sie mir, im Institut anzurufen mit der Begründung, der Professor sehe es angeblich nicht gern? Ich erfuhr weiter, daß sie jeden Mittag, sobald sie Klara aus der Krippe geholt hat, in ein Laboratorium ins Nusle-Tal fährt. Während dieser Zeit kümmert sich Eva um das Kind. Um halb vier übergibt sie es Karla hier vor der Portierloge. (Karla kommt natürlich im Auto, einem alten Fiat 600, mit dem sie wie der Teufel fährt . . .)

Ein Liebhaber? Es war unglaublich, aber es fiel mir als erstes ein. Eifersucht. Obwohl ich mich stets brüste, nicht eifersüchtig zu sein, und bis jetzt eigentlich auch kaum Grund dazu hatte. Meiner Eitelkeit schmeichelte das Hupen der Autofahrer, das Karla galt, wenn sie alleine auf der Straße ging, diese dreißigjährige Mutter und »Dozentin«, es freute mich, wenn ihr andere Männer bei Veranstaltungen und Sitzungen den Hof machten, in einer Weise, als ob sie mich um eine Luxuslimousine beneiden würden. Bisher dachte ich, daß ich aus einem ganz bestimmten Grund nicht eifersüchtig wäre.

Karla und ich verstehen uns nämlich in allem sehr gut, im Intimleben bis hin zu den Ansichten über weltbewegende Probleme; ich dachte, das würde bis heute so sein, wir würden harmonisch mit- und nebeneinander leben und hätten deshalb keinen Grund, einen anderen Partner zu suchen, wenngleich es uns schmeichelt, leicht einen neuen finden zu können. Darum verheimlichten wir uns nichts und erzählten einander mehr im Scherz als im Ernst von den Liebesbemühungen unserer Möchte-gern-Verehrer und Verehrerinnen. Bis heute.

»Seit wann?« platzte ich vor der Portierloge Eva gegenüber heraus. Ich konnte mich nicht länger beherrschen. »Seit wann verschwindet sie so jeden Nachmittag?«

»Seit sie nach dem Mutterschaftsurlaub wieder zu arbeiten angefangen hat«, sagte Eva wie selbstverständlich. »Sie hat dort im Labor einen wichtigen Versuch laufen.«

»Einen Versuch?« fragte ich sarkastisch, küßte Klara, die alles höchst ungeduldig mit angehört hatte und uns durch ihre Ausrufe immer wieder unterbrach: »Papierdraht?! Papierdrach!« der Rest irgendeines Kinderspruches, womit sie signalisierte, daß sie die Erwachsenen nicht verstehe, und es an der Zeit sei, daß man sich ihr zuwenden und die komischen Erwachsenen Sorgen bleibenlassen solle. Papierdraht!

Diesen Versuch möchte ich sehen. Und ich stellte mir meine Frau in den Armen eines fremden, muskulösen, hochgewachsenen, kraushaarigen primitiven Mannes vor, des wahren Gegenteils von mir. Mit Klara im Arm und ohne mich zu verabschieden lief ich davon, doch Eva hatte mich bald darauf eingeholt und drückte mir ihre Adresse und die Telefonnummer in die Hand, für alle Fälle, gab Klara einen Kuß und Salzstangen, die ich ihr immer vorenthalte. Das Kind winkte ihr mit der linken Hand auf eine Art, die sich seit seinem ersten Lebensjahr kaum verändert hat. Dazu machte es eine eher traurige Miene: am Ende hatte sie dieses fremde Mädchen noch gern.

Zu Hause lud ich die Last bei meiner Mutter ab. Sie erwartete uns wie immer mit einer Jause und einer Auswahl ihrer eigenen »Spielsachen«, in Wirklichkeit handelte es sich um psychologisches Material, das sie früher bei Geschwindigkeitstests an Kindern verwendet hatte. Auch jetzt ertappte ich sie hin und wieder, wie sie heimlich ihre Vorkriegsstoppuhr hervorzog und damit die Zeit abstoppte, die

Klara gebraucht hatte, um ein Bild zusammenzustellen, Männchen der Größe nach zu ordnen oder ein ›Jig-puzzle‹, zerschnittene und einst bei Psychologen beliebte Bilder, zusammenzufügen. Oft zankten wir uns deshalb, es war Mutters schwacher Punkt. Danach führte sie abendfüllende Telefongespräche mit ihren Kollegen, die auch schon im Ruhestand waren, und brüstete sich mit den Zeiten, die Klara erreicht hatte, als ob es sich um Rennbahnrekorde handelte. Dies wären untrügliche Zeichen für überdurchschnittliche Intelligenz, sagte sie. Als die Kleine anfang, in die Kinderkrippe zu gehen, bestand Mutter auf ihren Tests um so hartnäckiger, weil angeblich die Gefahr bestand, daß das Kind in dieser kollektiven Institution ohne permanente mütterliche Zuwendung und emotionale Stütze intellektuell retardieren könne. Bei der geringsten Verschlechterung ihrer Testergebnisse müßten wir sie herausnehmen und Karla müsse ihre Arbeit aufgeben, sonst zeige sie uns beim Vormundschaftsgericht an, pflegte meine Mutter mit einem Lächeln zu sagen. Ich wußte, wie unangenehm sie werden konnte, und darüber hinaus hatte sie vielleicht nicht so unrecht. Sie konnte stundenlang ganze Bücher zu diesem Thema zitieren, Versuche und Diskussionen erörtern. Doch heute war sie nicht in der richtigen Stimmung:

»Das Spital hat angerufen«, sagte sie leise, nachdem sie Klara aufs Töpfchen gesetzt hatte, da sie wußte, wie dramatisch Kinder vor ihrem dritten Lebensjahr solche Ereignisse verarbeiten. »Sie hatte einen Unfall . . . , beeil dich!«

Ich war auf dem Stuhl vor dem Operationssaal mit einem Gefühl sitzen geblieben, als würde ich selbst dringend eine Narkose brauchen . . . Ich war so in Gedanken versunken, daß ich nicht mal bemerkt hatte, daß die Ärztin zurückgekehrt war. Sie mußte mich an der Schulter berühren, sie dachte wohl, ich sei eingeschlafen oder vom Schock erstarrt.

»Kommen Sie doch bitte zu sich, Sie dürfen sie für einen Moment sprechen. Aber kurz. Und keine Vorwürfe«, fügte sie erfahren hinzu.

»Da habe ich wieder was angestellt«, lächelte meine Gioconda-Karla schuldbewußt. »Vielleicht sollte ich wirklich nie mehr ein Auto fahren . . .«, sie betrachtete ihr Gipsbein. »Andererseits: endlich bringt

man jetzt dieses Knie in Ordnung . . . « In ihrer Jugend war sie eine leidenschaftliche Wasserskifahrerin gewesen, und ihr linkes Knie hatte dabei etwas abgekriegt. Von Zeit zu Zeit schwoll es an und schmerzte, die Fachärzte rieten ihr schon lang, es operieren zu lassen. Es war ein sehr hübsches Knie, ein wohlgerundeter Apfel zwischen Ober- und Unterschenkel, der Beinmittelpunkt. Ich liebte ihre Beine und war grundsätzlich gegen eine Operation und Narben.

»Da ist wohl nichts zu machen«, sagte ich. »Vielleicht gewöhne ich mich dran . . .«, und stieß einen langen Seufzer aus. Ich werde mich wahrscheinlich noch an viel mehr gewöhnen müssen, bedeutete der Seufzer. Sie legte ihre Hand auf die meine:

»Auch das Schlechte ist zu etwas gut«, sagte sie. »Es wird uns unseren Entschluß erleichtern . . .« Oft überlegte sie mit mir, wie wir unser weiteres Leben einrichten würden. Ob wir jetzt, nach Vollendung von Klaras drittem Lebensjahr, zu unseren alten Gewohnheiten und Beschäftigungen zurückkehren sollten oder ob sie sich weiterhin dem Kinde widmen, ihre Arbeit noch mehr einschränken oder vielleicht ganz aufgeben sollte, um nurmehr Hausfrau, Gattin und Mutter zu sein . . . Doch ich habe sie mir nie so vorgestellt. Aber niemals hätte ich gedacht, daß sie mich betrügen könnte. »Du mußt Vater verständigen. Das Auto ist ein Haufen Schrott«, sagte sie und biß sich auf die Lippen.

Die Ärztin kam herein. Ich küßte Karla die Hand, als ob alles beim alten bliebe. Und grüßte die Kranken in den anderen Betten (keinem von ihnen stand die Spitalskleidung so gut wie Karla, obschon hier lauter junge Frauen lagen.)

Ihr Vater war also eingeweiht. Ich mochte ihn nicht sehr. Lieh er ihr das Auto, damit sie zu ihren Liebhabern fahren konnte? Zu ihrem Liebhaber? Wer hat denn schon von einem Gäßchen bei der Grebovka gehört, durch das man direkt ins Zentrum fahren kann? Wie kam es, daß dieser LKW-Fahrer so dicht hinter Karla fuhr? Und im gleichen Tempo? Es sieht eher so aus, als ob sie ein Rennen veranstaltet hätten und er sie hatte einholen wollen. Darum ging sein Bremsmanöver daneben. Ich malte mir aus, wie sie sich gestritten hatten, weil der eifersüchtige Fahrer nicht länger dulden wollte, daß sie ihn tagtäglich um halb vier wegen des Kindes verläßt, das sie mit einem anderen hat. Oder sie hatte auch ihm was vorgelogen und war dann auf und davon gegangen zu ihrem Geheimnis, in dem Fall zu

Klara. Der eifersüchtige Kerl fuhr ihr nach und baute in dem schmalen Gäßchen einen Unfall.

Ich wollte ihn sehen.

Ich wollte mit ihm reden.

»Da sind Sie nicht der einzige . . .«, sagte meine junge Begleiterin in Weiß. »Auch in der Verkehrspolizei sehnt man sich nach ihm. Er hat gleich sechs Verkehrsdelikte auf einmal begangen, und außerdem war es eine Schwarzfahrt. Man will ihn sprechen. Aber dieser Mensch ist ununterbrochen bewußtlos. Ich weiß nicht, an was er sich überhaupt noch erinnern wird, wenn er wieder aufgewacht ist. Dinge, die man unmittelbar vor einem Unfall erlebt, fallen der Amnäsie zum Opfer, das heißt, wir haben sie vergessen. Warum er ausgerechnet diesen Weg benutzte, ist ein Rätsel. Und warum er nicht mehr bremsen konnte beziehungsweise so knapp hinter Ihrer Frau fuhr, versteht auch kein Mensch. Er ist ja schließlich Berufsfahrer.«

»Ist er verheiratet?«

Sie blickte mich an, als ob sie nur zu gut wüßte, warum ich diese Frage stellte.

»Geschieden, schon dreimal, wenn Sie das beruhigt. Und wenn nicht: er muß eine Menge Alimente zahlen. Ich glaube, das Ganze war purer Zufall.«

»Haben Sie Karla nach ihm gefragt?«

»Nur flüchtig. Auch zu ihr haben wir die Sicherheitsorgane noch nicht vorgelassen . . . Sie behauptet, ihn nicht zu kennen. Einen Jiří Trojan aus dem Metawerk kenne sie nicht . . .«

Es war schon fast acht, als ich nach Michle kam. Das Metawerk ist eine kleine Fabrik für Haushaltswaren, die in den zwanziger Jahren errichtet wurde, seit dieser Zeit ist hier nicht übermäßig viel renoviert worden. Es begann zu regnen. Aus der Ferne tönte Hundegebell. Nicht einmal einen Portier schien dieser Betrieb zu besitzen.

Durch den Maschendrahtzaun blickte ich auf die Garagen. Dort standen drei kotbespritzte Lieferautos, ich erahnte sie mehr im Schatten, als daß ich sie sah.

»Was wünschen Sie?« vernahm ich rechts von mir eine Stimme. Es gab hier also einen Nachtwächter. Gewiß ein Rentner, der sich sein Zubrot verdiente. »Wir machen erst morgen früh um sechs wieder auf.«

»Ich suche Jiří Trojan . . .«, startete ich einen Versuch. »Ich bin aus Pilsen seinetwegen hierhergekommen. Ich habe eine wichtige Nachricht. Von der Verwandtschaft . . .«

Er wunderte sich gar nicht:

» – Hier ist jetzt niemand, ich wiederhole, morgen früh um sechs . . .«

Ich ließ nicht locker, ich schlug vor, er könne doch die Mitarbeiter der Personalabteilung zu Hause anrufen, ich hätte mich nicht gescheut, sogar den Direktor anzurufen.

»Wegen Trojan brauch ich doch niemanden anzurufen. Den kennt doch jeder. Das ist eine Nummer. Und um diese Zeit ist er bestimmt schon stockbesoffen.«

»Wo wohnt er?«

»Im Nusle-Tal . . .« Es gab mir einen Ruck. Er nannte die Straße, einen altslawischen Fürstennamen, und die Nummer. Auch das fragliche Laboratorium befindet sich im Nusle-Tal.

Ich hatte Mühe hinzukommen. Das letzte Mal war ich in dieser Gegend vor vielen Jahren gewesen, und die Straßenbahn Nummer vierzehn, die damals durch das Tal gefahren ist, fährt heute eine ganz andere Strecke. Die neue Brücke hatte den Ort ebenfalls verändert. Sie umgab ihn wie ein Futteral, machte aus ihm eine geschützte Enklave, wo alle einander kennen. Auch Trojan würde man dort sicherlich kennen. Ich fragte zweimal nach ihm. Jedesmal erhielt ich als Antwort einen verwunderten Blick. Anscheinend paßte ich nicht zu ihm. Man war nicht gewohnt, daß sich Mittelschulprofessoren nach ihm erkundigten.

Ich stieg in den dritten Stock eines Pawlatschenhauses, wo sich die Nachbarinnen noch über den Hof, von Pawlatsche zu Pawlatsche, unterhielten und man die Wäsche wie im Süden aufhängte.

»Der wohnt schon hier, ist aber nicht zu Hause . . .«, sagte seine Quartiersfrau mürrisch, eine ältere, asthmatische, dicke Frau, die erst nach dem vierten Läuten geöffnet hatte. »Wann er kommt, weiß ich nicht. Falls Sie Ihr Geld wiederhaben wollen, er arbeitet im Metawerk in Michle . . . Mir ist er die Miete schon über ein halbes Jahr schuldig geblieben. Ich weiß nie, wo er ist und wann er kommt. Sie wissen ja – Auslieferungsfahrer. Der kann auch auf eine Woche nach Košice (Koschitz – Anm. d. Ü.) gefahren sein.«

»Es geht hier eigentlich um seine Freundin«, sagte ich blöde.

»Um welche?«

Am spöttischen Ton erkannte ich, daß es mehrere geben müsse und daß sie mich sofort durchschaut hatte. Sie schien einen Riecher für gehörnte Ehemänner zu haben. Peinlich.

»Sie irren sich«, (worin, erklärte ich ihr nicht). »Ich meine die, die in dem Labor hier in der Nähe arbeitet«, ich fing an zu schwitzen.

»In welchem Labor?«

»Sie ist eigentlich gar nicht seine Freundin. Ich glaube, Herr Trojan hat ihr beim Transport geholfen. So eine große, rothaarige Doktorin . . .«

»Meinen Sie die Doktorinnen aus dem Schrebergarten? Die in dem Glashaus?« Sie wies mit dem Daumen hinter ihren Rücken, und erst jetzt fiel mir auf, daß sie unter der Schürze ein Nudelholz versteckt hielt. Sie war also bewaffnet. »Er konnte sie stundenlang mit dem Feldstecher, den er sich eigens dazu im ›Metro‹* ausgeliehen hat, beobachten. In der Affenhitze der vergangenen Woche hatten sie bei der Arbeit nur winzige Badeanzüge an. Pfui Teufel! Aber daß er dort mitgearbeitet hätte? Und wer sind Sie eigentlich? Was wollen Sie? Wegen dem Trojan habe ich schon genug Scherereien gehabt, ich lasse ihn hier aus purem Mitleid wohnen, ich möchte in nichts hineingezogen werden. Weisen Sie sich aus . . .«

Ich spielte den Gekränkten:

»Wie Sie wünschen . . . Wir kommen also amtlich . . .«, und stieg wieder hinunter.

»Wenn Sie überhaupt ein Beamter sind! Wenn Sie nicht schon ein Geweih haben, so groß, daß Sie damit gar nicht durch die Tür kommen, Sie alter Tatterer!« schrie sie mir plötzlich wie ein Marktweib nach, und spielte damit auf meine früh ergrauten Haare an.

Im gegenüberliegenden Haus fand ich endlich, was ich suchte. Unterhalb der Briefkästen und Kinderkritzeleien befand sich ein kleines Messingschild: Laboratorium des Institutes der Akademie . . . Eingang über den Hof . . .

»Ich sperre jetzt das Haus ab. Wen suchen Sie?« fragte mich eine alte Stimme aus dem ersten Stock. Schon wieder eine Beichte? Diesmal nannte ich ohne Zögern den Namen meiner Frau. »Die Frau Dozentin (schon wieder!) ist vor halb vier weggefahren. Wie alle Tage. Sie

* »Metro« heißt ein Gebäude, in dem sich eine Leihstelle für div. Waren u. Geräte befindet. – Anm. d. Ü.